

LOKAL IMMORTAL

ERSTER TEIL

IM UNTERGRUND

Es kommen mir seit Jahren die immergleichen Klagen zu Ohren. Sie stehen mit dem immergleichen Lokal in Verbindung:

„X. war vor zwei Tagen im Mondscheinkeller, seither ist er verschwunden!“

„Y. ist seit Tagen nicht mehr aufgetaucht, zuletzt hat man ihn im Mondscheinkeller gesehen!“

„Ich habe CH. seit einem Jahr nicht mehr gesehen, seit dem Tag, an dem er im Mondscheinkeller war!“

Die, die so klagten, das waren Ehefrauen, Mütter, Schwestern, Freundinnen, Geliebte, Töchter, Söhne. Die Vermissten waren fast ausschließlich (mit einer Ausnahme) Männer. Das ist vielleicht der Grund dafür, dass ich mir darüber weiter keine Gedanken machte. Einige davon kannte ich sogar und deren Abwesenheit schien mir leicht erklärbar. Sie trieben sich wohl anderswo herum und sahen keinen Grund, das jemandem zu sagen. Ich war selbst schon öfter im Mondscheinkeller: und bin doch immer wieder zurückgekommen. Jahrelang habe ich die Zusammenhänge ignoriert, bis vor fünf Tagen.

Ich saß am Mittwochabend im Mondscheinkeller, hörte die Musik von DJ Moskito, der fast nur Rolling Stones spielte, und wartete auf einen Freund, der mir seine neuesten Briefmarken zeigen wollte. Angeblich hatte er eine aus Mozambique aus dem Jahre Neunzehnhundertsiebzehn, auf der ein Waldgeist abgebildet sein sollte und die im Lauf der Jahre einen unbezahlbaren Wert angenommen hatte. Ich sollte, als anerkannter Philatelist, der ich bin, der Erste sein, der sie zu Gesicht bekommen durfte. Wir treffen uns immer im Mondscheinkeller. Das ist unser Zuhause, das Bier ist gut und billig, wir kennen hier alle, einschließlich der Geschäftsführung, die noch trinkfester als die Gäste ist. Die Musik ist gut, die Stimmung interessant. Man kann sogar die Füße auf einen Sessel legen, ohne aufzufallen. Ein Lokal für Freigeister. Dort halten sich Obdachlose und Hochschulprofessoren, Maler, Musiker und Schriftsteller, Bankangestellte und Leute aus dem Innenministerium auf. Das ist in dieser Stadt einzigartig. Wären nicht diese dummen Gerüchte um das Verschwinden von sogenannten Stammgästen - die Freude wäre ungetrübt. Im Lokal war Hochbetrieb, alle waren da. Die ganze alte Garde. Leute, die hier schon zehn Jahre und mehr ein- und ausgingen. Zu mir setzte sich P., der Sänger der „Dentisten“, einer berühmt-berüchtigten Undergroundband. Wir tranken Bier, rauchten einen Joint nach dem andern. Unvermittelt schob er mir eine kleine weiße Pille über den Tisch.

„Probier das mal.“

„Was ist damit?“

„Du wirst sehen.“

Ich vertraute ihm. Seine Drogen waren immer schon sensationell. Ich schluckte also die Tablette und wartete auf das Eintreten irgendeiner Wirkung. Währenddessen kam Rudolf mit seinen Briefmarken und den verschiedenen Lupen, um sie entsprechend würdigen zu können. P. wechselte zu anderen Freunden und so waren wir ungestört. Die erste Welle der Wirkung kam, als ich durch die kleine Lupe das Gesicht des Waldgeistes anvisierte. Das Gesicht ließ sich nicht fixieren und der kleine Mund, eine Art Astloch, schien sich zu bewegen. In meiner Erheiterung vergaß ich, die Lupe vom Auge zu nehmen und sah meinen Freund an, um ihm den komischen Effekt zu schildern. Anstelle seines Kopfes fand ich aber wiederum das Gesicht des Waldgeistes, in dem sich ein Astloch bewegte. Und nun konnte ich nicht an mich halten und lachte so lang, dass mir die falschen Zähne aus dem Mund flutschten. Sie schlitterten über die Tischplatte und verschwanden über den Rand. Die Lupe fiel ebenfalls zu Boden und zerbrach. Rudolf war aufgesprungen und schrie mich an. Die Marke war verschwunden. Nun begann eine hektische Suche. Unterm Tisch befanden sich plötzlich mindestens fünf fluchende Leute mit Kerzen und Feuerzeugen. Als Erstes fand sich die Marke - unversehrt, dann kamen die Zähne zum Vorschein, die Lupe war leider kaputt, was mir aber umgehend verziehen wurde. Sie war im Vergleich zur Briefmarke gar nichts. Auf den Schock wurde nun fleißig getrunken. Die Zeit verging so rasch, dass die Sperrstunde uns mitten in der besten Unterhaltung traf. Nun hieß es gehen. Wir handelten uns noch ein letztes Bier aus, alle waren noch da, an einem der Tische wurde gesungen. Schließlich saß auch der Kellner an unserem Tisch und die Sperrstunde war vergessen. Wieder wurden weiße Pillen in der Runde herumgereicht. Und dann geschah es. Wir spürten es alle zugleich. Der Boden unter unseren Füßen wurde weich. Schlagartig war ich nüchtern. Ich sah nach unten und ich sah meine Füße bis über die Schienbeine im Boden versinken. Mit aller Kraft des Schreckens versuchte ich sie herauszuziehen, aber da war nichts zu machen. Der Sessel, auf dem ich saß, sank mit mir und der Tisch und alles und alle rund um mich her sanken unaufhaltsam. Die Theke war die schnellste. In meinem Schreck verlor ich das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Rücken in einem schwach beleuchteten Raum. Neben mir hörte ich ein Stöhnen. Ich drehte meinen Kopf und erblickte Rudolf, der ebenfalls wach geworden war. Von allen Seiten hörte ich Keuchen, Husten, Fluchen, sogar Kotzgeräusche ließen sich vernehmen. Irgendjemand sprach als Erster laut aus, was allen auf der Zunge lag - wo san ma? Ich betastete den Boden, er war hart und sehr kühl. Ich erhob mich umständlich, fühlte mich krank. P. war schon auf den Beinen und suchte eine Tür. Es war keine zu finden. Bilder hingen an den Wänden, die sich als Ziegelwände eines Kellergewölbes entpuppten. Auf den Bildern waren verschiedene Bierkrüge abgebildet. Einige

strahlten in goldenem Glanz, andere in dunklem. Einer, den ich nicht kannte, sagte laut und deutlich:

„Wir sind auf einer Vernissage.“

Niemand lachte. Eine Gruppe von jungen Burschen tastete systematisch die Wände ab, Rudolf suchte nach Werkzeugen. Ich ließ meinen Blick in fast gespielter Schärfe durch den Raum gleiten, auf der Suche nach irgendeinem hilfreichen Hinweis. Nichts. Das muss wenigstens eine Stunde gedauert haben. Gerade als ich mich vor Erschöpfung auf den Boden hocken wollte, ertönte laute Musik. Sie war mir völlig unbekannt. Eine Art Marschmusik, ein Bläserorchester. Eine leuchtende Gestalt erschien aus dem Nichts, sie trug ein Tablett voller Bierkrüge und sang ein Heimatlied. Einer Eingebung folgend sprang ich in den hellen Lichtschein und wurde von einer ungeheuren Kraft erfasst. Gestern erwachte ich in meinem Bett. Seither weiß ich, wo die verschwundenen Stammgäste des Mondscheinkellers sind. Niemand wird es mir glauben. Aber ich weiß. Und schweige.

ZWEITER TEIL

DIE FALLE

Ich war noch ein Kind, als sie gerade dabei war, in New York als Fotografin Karriere zu machen. Sie war die einzige von allen die ich kannte, die in New York gelebt hatte. New York, das Mekka, die Mutprobe. Ich verdammte mich pausenlos dafür, nicht nach New York gehen zu können. Was für ein Schaden! Sie kannte alle wichtigen Leute, Andy Warhol, Salvador Dali, Holly Woodlawn, Josephine Baker ... Dann wurde sie schwanger. Der wachsende Bauch schien eine Art Heimweh zu gebären, der Erzeuger des Kindes verschwand wie durch einen bösen Zauber. Er bestieg ein Yellow Cab und kam nicht mehr zurück. Sie setzte sich ins Flugzeug und flog nach Wien. Schon während des Anfluges über Wien, als sie die graue Brüche sah, vermisste sie das Lichtermeer. Das Kind kam zur Welt und sie blieben in Wien. Sie war schon über sechzig, als ich sie kennenlernte. Sie zirkulierte in denselben Lokalen wie ich und das blieb nicht ohne Folgen. Das Kind, eine Tochter, war bereits Ende zwanzig. Meist hatte ich einen papageienbunten Eindruck wenn „Angel Star“, erschien; in all den Rauchschwaden, die durch das Lokal stürmten, sah man allerdings kaum etwas. Auch hörte ich ein tiefes Krächzen. „Obama, Obama, betet für Obama“. Gekicher an den Tischen. Ich ging zur Theke ein Bier holen und da sah ich sie in ihrer ganzen Pracht. Die silbergrauen Haare à la Josephine Baker eng am Kopf liegend und gewellt wie ein Wellblechdach, eine gelockte Strähne lässig in die Stirn hängend, einen grünen Mantel, der mit feinen goldenen und blauen Mustern bestickt war, dazu goldene Ballettschuhe, eine schwarze Mini-Damen-Handtasche quer über die Brust gehängt wie Marschgepäck: So stand sie und erklärte Jakob, ihrem Nebenmann, lauthals, warum er für Barack Obama unbedingt beten müsse. Ich grüßte sie wie immer sehr herzlich und ging zurück an meinen Tisch. Rosendorn, der Maler schrie mir zu:

„Nächste Woche wird sie ihn heiraten!“

„Wer, wen?“, schrie ich zurück.

„Angel Star heiratet den Jakob.“

Angel Star war natürlich ihr Künstlernamen, bürgerlich hieß sie Monika Mayer und kam aus der Steiermark, sie war mit Arnold Schwarzenegger in die Schule gegangen. Jakob war ein Gitarrist, ebenfalls aus der Steiermark und etwas über dreißig. Wolferl, der Tischler und Drogenhändler, der völlig bekifft neben mir saß, drehte sich zur Theke und rief durch den kleinen Raum:

„Angel, sind wir auf deine Hochzeit eingeladen?“

Sie riss beide Arme in die Höhe:

„Natürlich. Ihr sollt alle kommen! Die Einladungen sind schon fertig!“

Eine Woche später zog ich einen Brief von Angel aus dem Postkasten. Es war eine Fotografie mit Text.

„Lieber Ariel, binde dir eine Krawatte um und lauf am Sonntag, 11.11.08, 20 h, ins HOTEL SACHER, Roter Salon, und feiere mit uns, was das Zeug hält. Kissely Angel & Jakob“

Das Foto war noch interessanter. Es zeigte Angel in beerenroten Dessous und Jakob nackt neben ihr von der Seite. Sie hatte ein Bein auf einem Thonetstuhl und er den rechten Arm lässig auf ihrem Knie. Beide blickten erwartungsvoll in das Objektiv. Ich beschloss, mir Anzug und Krawatte auszuborgen. Immerhin hatte ich noch zwei Tage Zeit.

Ein weiser Grieche schrieb vor ein paar tausend Jahren, dass der Weg nach unten und nach oben der selbe ist. Ich war gerade unterwegs nach unten. Seit mehreren Tagen hatte ich schon keinen Strom und kein Gas mehr, Geld sowieso keines, die Mutter meines Sohnes hatte mich verlassen und mein Sohn so nach und nach ebenfalls. Ihn vermisste ich, wegen ihr war ich heilfroh. Meine literarischen Orgasmen lagen in der Schublade und ich zweifelte, dass ich jemals einen Verleger finden würde, ich zweifelte und verzweifelte, als wäre ich mein eigener Richter und Henker zugleich. Die Zeitschrift, in der ich jahrelang veröffentlicht hatte, war eingegangen. Mit den meisten Leuten war ich zerstritten und ich soff wie ein Großer, sodass ich andauernd wichtige Dinge verlor, wichtige Termine verschlief, Geld beim Fenster hinauswarf und mir jeden Tag neue Feinde einhandelte. Ich sah aus wie mein eigener Großvater, unter den Augen hatten sich tiefe Furchen gebildet, die Lider waren meist geschwollen, die Haut gelbgrau, die Haare trocken und vollkommen formlos. Ich durchlebte Gefühle vollendeter Resignation und Verzweiflung, ohne dass ich irgendjemandem damit auf die Nerven gehen konnte, außer mir selbst. Ich träumte immer wieder von Abstürzen aus großen Höhen, von Rettungen in letzter Sekunde und erwachte angstgebeutelt in der undurchdringlichen Dunkelheit meines Zimmers, das nach Staub und sonstigem Dreck roch. Alles, ungewaschene Kleidung, Bücher, Zettel und Manuskripte, Zeitungen, Rechnungen lagen am Boden verstreut, der unter diesem Belag nicht mehr zu sehen war. Am schlimmsten aber war, dass ich seit Monaten die Miete nicht gezahlt hatte und der Hinauswurf kurz bevorstand. Wenn der Weg nach unten und nach oben derselbe ist, so deshalb, weil sie beide gleich stressig sind.

Man hatte mich satt. Das beunruhigte mich etwas mehr als gewöhnlich. Deshalb komme ich gleich auf den Hauptpunkt: die Hochzeit. Angel beschimpfte ihren eben erst ihr vermählten Gemahl beim Festmahl derart, dass er sehr schnell den Raum verließ und den ganzen Abend nicht mehr auftauchte. Monika Zischinsky, so hieß sie jetzt ja, war glücklich, sie hatte ihn nicht mehr gemocht, weil er bei der Zeremonie lachen musste. Die Hälfte der zwanzig Gäste ging ebenfalls. Ich war zugegebenermaßen unter den Hinterbliebenen. Die Hochzeit kam mir jetzt plötzlich wie

eine fröhliche Beerdigung vor. Wir feierten bis zweiundzwanzig Uhr und dann ging jeder seiner Wege. Ich legte mich schlafen und fing an zu träumen.

Zischinsky klopfte wie verrückt gegen meine Wohnungstür und rief aufgeregt durchs ganze Haus: „Ariel komm raus, du musst mir helfen!“

Das klang so, dass ich ihr aufs Wort glaubte und öffnete. Sie schnappte mich beim Ellenbogen und zog mich ins nächste Café. Sie sah heute jünger und frischer als bei der Hochzeitsfeier aus. Ich erzähle das alles, weil sie im Kaffeehaus um meine Hand anhielt. Sie machte das, indem sie mich mit ihren schwarzen Knopfaugen glühend und funkelnd fixierte und sagte:

„Nächste Woche lasse ich mich scheiden. Aber ich brauche einen Ehemann, damit ich ihm wegen der Steuer mein Vermögen überschreiben kann. Du musst dich bei mir anmelden und wenigstens zeitweise bei mir wohnen, die Leute müssen dich ab und zu im Haus sehen. Dir kann nichts passieren, weil du ja nicht ich bist.“

Das Einzige, was mir dazu einfiel, war: „Wie kommst du da grad auf mich?“

Ungeduldig wischte sie meine Frage aus der Luft wie eine lästige Fliege:

„Du langweilst mich nicht, das ist es wahrscheinlich.“

Darauf wusste ich gleich mehrere Einwände. Zwei Wochen später standen wir vor dem Standesbeamten auf dem Magistrat im sechsten Bezirk. Er war eine blonde Frau, deren Gesicht mich beinahe laut aufschreien ließ, es war das von Heidi Klum. Sie hatte einen schwarz-weißen Überwurf übergeworfen und nahm die Sache sehr ernst. Schöne Frauen tun oft so, als würden sie auch andere Dinge als sich selbst sehr ernst nehmen. Das tun sie, um ihre Neider und Feinde zu täuschen und ihre eigenen Ängste zu beruhigen. Irgendwie ahnen sie, dass ihr Schönsein eine Herausforderung, ein Affront für die Hässlichen ist. Da standen wir, eine beinahe siebzigjährige, immer noch nicht ganz verblühte schöne Frau, ein zerknitterter Mittvierziger und die wunderschöne Vermittlerin des profanen Bundes zwischen diesen halbwelken Schattengewächsen. Ich hätte am liebsten den Standesbeamten geheiratet. Der Blick in Angels Augen sagte alles: Ihr ging es wie mir. Und da sie nie mit ihren Gefühlen hinter dem Berg hielt, sagte sie laut und überschwänglich:

„Sie sind schön, ich möchte sie gern fotografieren!“

Die Standesbeamtin, laut Schild am Tisch eine gewisse Maria Ellmayr, lächelte. Sie hob eine wunderschöne Hand und sagte: „Ja, glauben Sie? Wann? Wann Sie wollen, das ist sehr nett, Sie sind Fotografin, ich kenne ein Bild von ihnen.“

Angels Lächeln erlosch schlagartig.

„Was meinen Sie damit? Maria zog ihre Hand zurück und wurde sachlich: „Fangen wir an, würde ich vorschlagen. Ist das OK für Sie? Zuerst die Formalitäten. Sind Trauzeugen anwesend?“

„Ja, sicher“, mischte ich mich jetzt unter die Lebenden, „oder was glauben Sie steht dort in der Ecke wie Blumentöpfe?“

Maria schien mich erst jetzt zu bemerken.

Ich wandte mich um und sah, dass in der anderen Ecke Blumentöpfe standen und gegenüber unsere beiden Trauzeugen, Jakob (ziemlich betrunken) und Wolferl der Dealer, voll Koks. Sie sprachen gerade über Hanfanbau.

„Diese Menschen dort könnten wir nehmen, wenn es Ihnen recht ist“, sagte ich.

„Würden sie bitte her kommen, ich glaube, wir sollten jetzt anfangen“, sagte sie etwas zu laut für meinen Geschmack.

Danach gingen wir, Maria, Angel, Jakob, Wolferl und natürlich ich, ins Asyl. Monika November, so hieß sie jetzt ja, sprach einzig und allein mit Maria Ellmayr und so erfuhr ich, dass Maria seit vierzehn Tagen von ihrem Freund getrennt lebte und ihr derzeit alle Männer auf den Keks gingen. Das eine freute mich und das andere schreckte mich nicht (mir ging es genauso). Angel hatte das kleine Asyl für diese Hochzeitsfeier gemietet, wir hatten Dienstag, und befanden, dass alle, die heute mehr oder minder zufällig hier hereinschnitten, unsere Gäste sein sollten. Das war mir angenehm. Ich stellte mich an die Theke und bestellte bei Rosendorn, dem Maler, der sich jeden Dienstag ein paar Cent dazuverdiente, eine Flasche Hochriegl und leerte sie zügig. Manchmal schaute ich an diesem Abend zu Maria hinüber und einmal, es war schon ziemlich spät und alle hatten schon reichlich einen hinter der Binde, sah sie mich zum ersten Mal direkt an und grinste, nein, lächelte neugierig und aufmunternd. Ich startete wie von einer gespannten Bogensehne abgeschossen an ihren Tisch und sagte: „Was halten Sie davon, wenn wir uns verdrücken?“

„Ja, gute Idee!“

Nachdem ich mich von Monika verabschiedet hatte, die sich soeben mit Jakob versöhnte, gingen Maria und ich scheinbar ziellos die Stumpergasse hinunter. Wir kamen zum Haus Nummer 31, das Haus in dem Hitler gewohnt hatte, als sie stehen blieb, in ihrem roten Handtäschchen zu kramen anfang und sagte:

„Gehen wir zu mir.“

„Wohnen Sie hier?“

„Ja, lustig, was?“

„Na ja, lustig wärs, wenn Sie Hitler oder Hiedeler oder Hüttler hießen!“

„Wieso?“

Während sie das Haustor aufsperrte, überlegte ich.

„Na ja“, sagte ich im Hausflur, „wissen Sie, hier hat Adolf Hitler gewohnt.“

Abrupt blieb sie stehen.

„Echt? Solche blöden Witze mag ich aber gar nicht!“

Sie wusste es also nicht. Blitzschnell ging mir durch den Kopf, dass ich mich noch aus der Affäre ziehen konnte, indem ich elegant das Thema wechselte. Stattdessen sagte ich: „Ja, ja, hier in diesem Haus hat er gewohnt. Die Hausmeisterin im dritten Stock kann es Ihnen bestätigen, sie wohnt in seiner damaligen Wohnung.“

Sie stand noch immer wie angewurzelt im Gang.

„Komm“, sagte sie, „gehen wir woandershin“.

Ich verfluchte den Tag, an dem ich geboren worden war, ging mit ihr in ein völlig uninteressantes Café und musste nun zwei Stunden über Hitler hören. Ihr Großvater war Nazi gewesen. Ich habe Maria erst zwei Wochen später wieder gesehen, aber da hatte sie bereits einen Freund. Übrigens einen Heiratsschwindler, das kam erst später heraus.

DRITTER TEIL

DIE ZEITSCHLEUSE

Nichts, keine Pistole, kein Gewehr, nichts. Das ist gerade heute ein Fehler. Noch vor einem Jahr habe ich diejenigen ausgelacht, die mir so etwas zum Kauf angeboten haben, was beinahe täglich vorkam. Heute wünsche ich mir nichts sehnlicher als eine Waffe. Dieses Mal ist es ernst. Der Wirt von der Ecke, ich habe das schon gecheckt, wartet mit Gewehr draußen darauf, dass ich den Kopf aus der Tür strecke. Soeben höre ich einen mit grölenden Skin Heads beladenen Wagen vorbeifahren. Also beschließe ich, den Hinterausgang zu nehmen. Vorsichtig luge ich aus dem Hoffenster und entdecke zu meinem nicht geringen Entsetzen den Vermieter mit drei finster blickenden Männern, die ebenfalls mit Gewehren bestückt sind, im Lichthof. Regungslos blicken sie zu meinem Fenster hoch. Dem Wirt bin ich unsympathisch, dem Vermieter schulde ich ein paar Mieten. Alle haben jetzt Gewehre. Vor Monaten lief eine Aktion des Innenministeriums an, die sich „Zivilcourage!“ nannte. Es wurden ungebrauchte Winchester 64 zu Spottpreisen abgegeben. Nach aktuellen Schätzungen haben fünfundzwanzig Prozent der Wiener von diesem Angebot Gebrauch gemacht. Seither gibt es hier eine Art Bürgerkrieg. Sie schießen gern, die Wiener, wie man jetzt weiß. Sie erschießen Jugendliche, die etwas stehlen, Betrunkene, die die „Ruhe“ stören, Kunden, die zu wenig kaufen, Kunden, die nicht bezahlen können, Kunden wie mich eben. Ich bin ein schlechter Kunde, aber vielleicht eine schöne Leich'. Jetzt stellt sich die Frage, wie ich zur Zeitschleuse komme. Dort wird man nicht taxiert. Das Tor zu dieser Welt befindet sich Neulerchenfelderstraße Ecke Gürtel. Hier steht ein Weinhaus in Familienbesitz. Der jüngste Spross der Familie wendete sofort nach Übernahme des Lokals alte Erkenntnisse an und entwickelte daraus den „Zeitsee“, der ihm ermöglichte, eine eigene Zeitqualität herzustellen. Er sicherte sich durch eine Schleuse gegen Schießwütige: Man wird automatisch entwaffnet, sobald man durch sie hindurchgeht. Bis dorthin sind es etwa zweihundert Meter. Ich bin ein guter Läufer, aber mit Gewehrkugeln kann ich es nicht aufnehmen. Nach einigem Hin und Her beschließe ich, den Vorderausgang zu nehmen: Der Eck-Wirt ist meist betrunken und ohnehin ein schlechter Schütze, wie man hört. Angeblich war er vor ein paar Monaten in einer wirtschaftlichen Krise und wollte sich erschießen. Er soll sich um einen halben Meter verfehlt haben. Ich öffne das Haustor und starte los. Ich wende mich nach rechts, bergab, und wende dem Wirt den Rücken zu. Knall, päng, ein alter Mann auf der anderen Straßenseite wird durch die Luft gewirbelt und stürzt anschließend auf den Asphalt. Bleibt die Frage, was der Vermieter macht. Schneidet er mir mit seinen Mannen vielleicht den Weg ab? Dann müsste ich die Kaiserstraße hinauflaufen, aber dort schießen seit einigen Tagen Burschenschaftler auf ein afrikanisches Lokal, dessen Besitzer sich erfolgreich verteidigen, indem sie „Afrika träumen“, so hört man jedenfalls. Ich überquere rasend

schnell die Kaiser und bin nun schon fast am Gürtel, noch hundert Meter bis zur Schleuse. Am Gürtel, etwa zwanzig Meter vor mir, schießt ein schreiender Mann auf eine Frau mit Kinderwagen, die blutüberströmt zusammenbricht. Der Kinderwagen ist buchstäblich in tausend Stücke zerfetzt. Das lähmt mich nicht. Im Gegenteil, es beschleunigt meinen Lauf. Ein Lumpenbündel am Gehsteig irritiert mich, im Vorbeirennen sehe ich, dass dieses Bündel ein alter Bettler ist, dem ich immer wieder ein paar Cent gab. Von seinem Schädel fehlt die Hälfte. Nun bin ich in Sichtweite der Schleuse. Vor mir taucht der Besitzer des Chelsea auf, mit Gewehr, und zielt wie zum Spaß auf mich. Ich wechsele die Straßenseite, weiche geschickt einem Panzerwagen aus, der gemächlich den Gürtel stadteinwärts fährt, und benütze ihn kurz als Deckung. Endlich bin ich bei der Schleuse und hechte ins Lokal. Sofort ändert sich die Szenerie und das soeben Erlebte erscheint wie ein ferner Albtraum. Ich gehe, als wäre nichts geschehen, zum Tisch vor dem alten Eisenofen. Nach einer Weile erscheint Herr Sittl, so heißt der Wirt nämlich, und lächelt mich an. Dieses Lächeln sieht man kaum, es befindet sich diskret im rechten Mundwinkel. Aber es bewirkt, dass ich ebenfalls lächeln muss. Ich bestelle ein Viertel Weiß. Der Herr wendet sich langsam zur Theke und verschwindet gemächlich. Während ich warte, betaste ich unwillkürlich meinen Körper und entdecke ein Loch in meinem Kopf. Dazu ist zu sagen, dass alle Wunden, die man sich draußen zugezogen hat, hier sehr schnell heilen. Als der Herr Sittl mit meinem Viertel kommt, ist das Loch weder zu spüren, noch zu sehen. Glück gehabt. Ich nehme einen ersten Schluck und schaue aus dem Fenster. Durch diese Fenster sieht man keineswegs das, was sich am Gürtel und in der restlichen Stadt abspielt, sondern eine tief friedliche Welt. Ganz normale Menschen gehen vorüber, ganz normale Autos fahren die Straße entlang und das Licht ihrer Scheinwerfer wirkt von hier aus wie das Licht nah vorüberziehender Sterne. Jetzt öffnet sich die Schleuse mit einem leisen Quietschen und weitere Länderte springen herein und verwandeln sich noch im Sprung in ganz sitzsame Bürger, die einen gemütlichen Abend anpeilen. Einem wächst soeben ein verlorenes Auge nach, einem anderen, der seltsamerweise nackt hereinflüchtet, wächst eine Hose und ein schönes Hemd. Ich atme tief durch und frage den Wirt, ob ich anschreiben lassen kann, was er mit einem kaum merklichen Kopfnicken bejaht. Einige Stunden später stehe ich an der Theke und singe mit einem weißhaarigen ehemaligen Sängerknaben „I was born under a wandering star“ und imitiere nicht ohne Erfolg Lee Marvin. In zehn Minuten ist Sperrstunde und ich werde müssen nach Hause laufen.